

für die

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 98.

Berlin, Donnerstag den 15. August

1844.

### England.

#### Ueber das Erstgeburtsrecht und die Majorats-Gesetze in England.<sup>\*)</sup>

Das Feudal-System wurde in England durch Wilhelm den Eroberer eingeführt, der nach Unterjochung der Angelsachsen das Land unter seine Genossen theilte. Dem Principe desselben zufolge, war die Krone alleinige Eigenthümerin des Bodens, und die Barone und Edelleute, die sie mit Ländereien belehnte, waren dagegen zu militairischen und anderen Diensten verpflichtet. Ein ähnliches Verhältnis fand zwischen diesen und ihren Untergebenen statt; die Vasallen leisteten ihrem Herrn den Eid der Treue, begleiteten ihn auf seinen Feldzügen, entrichteten ihm bestimmte Abgaben und durften nöthigenfalls auf seinen Schuß rechnen. Einen nothwendigen Bestandtheil dieses Systems bildete das Erstgeburtsrecht — ein Gebrauch, der, im Vorbeigehen gesagt, aus uralten Zeiten herkommt und dessen auch in der mosaischen Urkunde gedacht wird. Das Leben mußte einem Individuum übertragen werden, das alle Verpflichtungen des Vasallen gegen den Lehnsherrn zu erfüllen und die Kraft und Wirksamkeit der Feudal-Regierung aufrecht zu halten vermochte; die Theilung und Zersplitterung des Lebens, die bei gleichen Anrechten der verschiedenen Kinder des Inhabers erfolgen mußte, wäre dem ganzen System verderblich geworden. Der älteste Sohn wurde daher als Erbe anerkannt und die männliche Linie der weiblichen vorgezogen. Dieses ist der Ursprung des Gesetzes, das seit dem Jahre 1066 in England besteht und worauf die Constitution selbst basiert ist, und obgleich die Barone, Ritter und Grund-Eigenthümer nicht mehr zu erblichen Dienstleistungen verpflichtet sind und das Feudal-System schon seit Jahrhunderten zerfallen ist, bleiben die Gründe noch immer gültig, die zu der Einführung jenes Gesetzes Anlaß gaben. Man bezweckte damit, einen Adelsstand zu schaffen, der das stärkste Interesse habe, die Stabilität der Landesrechte und Institutionen zu bewahren — der zu gleicher Zeit die Macht und Würde des Staats repräsentire und als Vermittler zwischen der Krone und dem Volke handle, indem er die Willkür der ersteren beschränkt und den unruhigen Geist des letzteren zügelt. Dieser Zweck wird noch heutzutage durch die Erstgeburts- und Majorats-Gesetze erreicht.

Man muß jedoch nicht glauben, daß diese Einrichtungen dem Grundbesitzer die Macht benehmen, über sein Eigenthum zu verfügen. Im Gegentheil kann auch in solchen Fällen, wo das Land ein Majorat bildet, in Bezug auf welches der jedesmalige Besitzer nur ein lebenslängliches Interesse hat und das er unvermindert seinem Nachfolger überlassen muß, diese Bestimmung durch gegenseitige Uebereinkunft zwischen dem Inhaber und seinem Erben aufgehoben werden (was cutting off the entail heißt) — in der Regel besteht aber das Erstgeburtsrecht nur darin, daß in Ermangelung eines Testaments die liegenden Güter dem ältesten Sohne zufallen. Wo der Vater schweigt, spricht das Gesetz für ihn — und dieses spricht zu Gunsten des ältesten Sohns. Das bewegliche Vermögen ist jedoch hiervon ausgenommen, indem die Witwe zu einem Drittel desselben berechtigt ist und der Rest unter sämmtlichen Kindern getheilt wird. Das Gesetz ist freilich der Zersplitterung der Ländereien in unzählige kleine Parzellen entgegen, aber es zwingt Niemanden, und man kann mit Sicherheit behaupten, daß die Erstgeburtsrechte in England nicht so sehr durch gesetzliche Bestimmungen als durch die öffentliche Meinung in Kraft erhalten werden. Der gesunde Verstand, der die Grundlage des englischen Charakters bildet, hat die Nützlichkeit dieses Prinzips erkennen lassen. „Es giebt in England eine Grafschaft (Kent)“, schreibt Gustave de Beaumont, „die dem feudalistischen Erbfolgerecht nicht unterworfen ist und wo das Gesetz eine gleiche Theilung des väterlichen Vermögens unter den Kindern vorschreibt. Dieses verhindert jedoch nicht, daß in der Grafschaft Kent eben so wie in Yorkshire die liegenden Güter auf den Erstgeborenen übergehen, indem der Vater ihm durch sein Testament den Vorzug giebt, den ihm die Gesetze verweigert haben.“

Die bloße Abschaffung jener Gesetze würde also nur eine geringe Wirkung hervorbringen, da nicht legislative Verfügungen, sondern ein tiefgewurzelt

Rationalgefühl dem System zur Hauptstütze dient. Der Anti-Korngesetz-Verein und die anderen Feinde des Erstgeburtsrechts könnten daher ihr Ziel nur durch die Einführung eines Zwangsgesetzes erreichen, welches dem Familienvater die freie Disposition über sein bewegliches und unbewegliches Vermögen entziehen und es gleichmäßig unter seine Kinder vertheilen würde, ohne Rücksicht auf die Wünsche der Aeltern zu nehmen. Es möchte jedoch schwer seyn, das britische Volk zur Annahme eines solchen Gesetzes zu bewegen. Denn erstlich ist das Prinzip des Erstgeburtsrechts mit dem des erblichen Königthums aufs engste verknüpft, und würde man jenes als ungerecht und unnatürlich brandmarken, so müßte man auch diesem eine andere Gestalt verleihen. Zweitens würde die Ersetzung des Erstgeburts- und Majorats-Systems durch ein Statut, welches bei dem Tode jedes Landeigenthümers die gleichmäßige Vertheilung seiner Güter verfügt, zur Vernichtung des Adels, als abgesonderten Staatskörpers, führen. Die Zersplitterung der Ländereien würde ihm alle Macht und allen Einfluß rauben und die britische Pairchaft zum bloßen Schatten einer Aristokratie herabwürdigen. Die vorgeschlagene Reform ist also, beim Lichte betrachtet, nichts Geringeres als eine Revolution, und bedingt den völligen Umsturz der englischen Verfassung, deren Vorzüge sich durch die Erfahrung so vieler Jahrhunderte bewährt haben. Es ist zwar nicht zu leugnen, daß der soziale Zustand Großbritanniens an bedeutenden Mängeln leidet, aber eben so sühbare, wenn nicht noch empfindlichere Gebrechen sind in Frankreich und den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika zu bemerken, wo es weder Erstgeburts- noch Majorats-Privilegien giebt.

Man behauptet indessen, daß die Abschaffung des jetzigen Systems das Volksglück wesentlich befördern würde, und daß die gleichmäßige Vertheilung des Bodens für die allgemeine Wohlfahrt unentbehrlich sey. In Frankreich wird die Anhäufung von Territorial-Reichtümern durch die Gesetze verhindert: nach Gustave de Beaumont, einem der eifrigsten Vertheidiger des agrarischen Prinzips, bebauen dort die kleinen Grundeigenthümer ihr eigenes Land und arbeiten zu gleicher Zeit für Andere — bald als gemeine Tagelöhner, bald als Weinbauer — während einige als Handelsleute und andere als Handwerker auf den Dörfern leben. Aber so glücklich und nachahmungswürdig man einen solchen Zustand auch finden mag, so wenig ist er dem Geiste der englischen Nation angemessen. Warum, möge uns derselbe Herr von Beaumont auseinandersetzen. „Um dieses zu erklären“, bemerkt er, „muß man den auf dem Boden Englands aufgehäuften Reichtum, die künstlichen Einrichtungen, die er hervorgebracht, und die veränderte Gestalt, die er dem Lande verliehen, in Betracht ziehen. Jedes Landgut ist hier ein Kunstwerk, das ein harmonisches Ganze bildet; es zu zersplittern, wäre fast ein Verbrechen — es ist ein Gemälde von Correggio, das zum Familienerbe gehört; und um nicht verstümmelt zu werden, muß es einem Einzigen zufallen. Und diese üppigen und mit ängstlicher Sorgfalt bebauten Domainen sind nicht seltene Erscheinungen, die man hier und da antrifft; sie bilden vielmehr den allgemeinen Charakter des Landes; sie folgen sich ohne Unterbrechung von einem Ende desselben bis zum anderen, während sie durch keine Anomalieen verunziert, durch keinen Kontrast in ihrer Wirkung gestört werden. Alles ist großartig, prächtig, erhaben in den ländlichen Bezirken Englands. Man muß hundertmal diese bewundernswürdigen Landschaften durchkreuzt haben, auf welche die Natur ihre schönsten Gaben, die Betriebsamkeit ihren ganzen Reichtum, die Kunst ihren kostbarsten Schmutz verschwendet hat. Man muß England von London bis Edinburg durchzogen und das bezaubernde Schauspiel genossen haben, das sich unter unseren Augen entfaltet, um nicht das Erstgeburtsrecht selbst, sondern das Gefühl zu verstehen, mit welchem es die Engländer betrachten — um die Art Popularität zu begreifen, deren sich ein Gebrauch erfreut, ohne den diese herrlichen Domainen unter der Art des Gleichheits-Prinzips fallen würden, das den Grundbesitz zertreibt und niederbricht.“

Es ist nicht allein die Großartigkeit dieser Einrichtungen, die den Engländer an sie fesselt, da es dem praktischen Sinne desselben nicht entgegen kann,

Wie weit

Die Grenzen sieh'n, die Pracht vom Glücke scheiden.

Er betrachtet allerdings mit Ehrfurcht den schönen Park, in dem schon die sächsischen Könige thronen; er empfindet in ihrer ganzen Stärke die angeborene Achtung vor edler Geburt und berühmten Namen. „Es ist eine ehrwürdige Sache“, schreibt Bacon, „um ein altes Schloß oder Gebäude, welches nicht in Verfall gerathen ist, oder um einen mächtigen, kerngesunden Baum — wie viel mehr denn um ein altes Geschlecht, das den Wellen und Gewittern der Zeit getrozt hat!“ Aber das englische Volk würde aufhören, seine Aristokratie zu achten und deren Besitzthum als unverlethlich anzusehen,

<sup>\*)</sup> Wir theilten hier im Auszuge einen Artikel aus der Monthly Review mit, der zwar zunächst gegen die Anti-Corn-Law League gerichtet ist, aber doch zu gleicher Zeit eine Uebersicht aller Gründe umfaßt, die sich zu Gunsten der in England bestehenden Primogenitur-Vorrechte, so wie der monarchisch-aristokratischen Regierungsform, anführen lassen. Wenn politische Institutionen nach ihren Erfolgen zu beurtheilen sind, so muß man allerdings Anstand nehmen, ein System zu verdammen, unter dessen Einfluß sich das britische Reich zu einer so hohen Stufe des Ruhms und der inneren und äußeren Größe erhoben hat.

wenn sie nicht nach seiner festen Ueberzeugung zu der geselligen und politischen Wohlfahrt des Landes beitrüge, in der die menschliche Betriebsamkeit ihren Triumph feiert. Man darf auch die Thatsache nicht vergessen, daß es neben den vielen großen Domainen eine bedeutende Anzahl kleinerer Landgüter giebt, die von den Eigentümern selbst bewirtschaftet werden. Und wenn es möglich wäre, die politischen Interessen bei Seite zu lassen, die bei dieser Frage betheiligte sind, so möchte es auch in ökonomischer Hinsicht nicht rathsam erscheinen, das Land in winzige Fragmente zu zersplittern. Große Meiereien, wie man sie in Yorkshire, Norfolk, Suffolk u. s. w. findet, haben sich stets den Fortschritten des Ackerbaus günstiger erwiesen, als die kleinen Bauergüter, die in Wales und Irland so häufig sind. Das jetzige System setzt, als Ganzes betrachtet, mehr Kapitalien in Umlauf, beschäftigt eine größere Anzahl Personen, bringt reichere Aerndten und übt einen günstigeren Einfluß auf das Wohlbefinden des Volks im Allgemeinen, als der entgegengesetzte Plan, oder vielleicht als irgend einer, den man vorschlagen könnte. Um uns der eigenen Worte Herrn von Beaumont's zu bedienen, „zeigt England mehr als jedes andere Land, wie unter der Regierung einer wohlwollenden Aristokratie die ländliche Bevölkerung glücklich werden kann, ohne ein Eigentumsrecht an dem Boden zu besitzen“: welchem Gesändnisse wir noch die Bemerkung des gleichfalls dem Erstgeburtsrecht feindlichen Adam Smith hinzufügen wollen: daß diese dem Landvolke so erspriesslichen Institutionen und Gebräuche mehr als alle die gerühmten Erfolge des Handels zu der heutigen Größe des britischen Reiches beigetragen haben.

## Holland und Belgien.

Niederländische Dichter.

Von Louise von Ploennies.

(Schluß.)

Prudens van Duyse.

Unter den neueren vlaemischen Dichtern, welche zu dem schönen Zweck sich verbunden haben, ihre Muttersprache wieder zu Ehren zu bringen, nimmt Prudens van Duyse aus Gent eine ehrenvolle Stelle ein. Es würde mir um so erfreulicher seyn, wenn es mir gelänge, das Interesse für diesen in seinem Vaterlande so geachteten Dichter in Deutschland zu erwecken, da derselbe so sehr von dem warmen Wunsche einer geistigen Verbrüderung der stammverwandten Nationen erfüllt ist. Um diesem lebhaften Wunsche in Deutschland eine mächtige Stütze zu sichern, hatte van Duyse es gewagt, im Mai des Jahres 1842 dem erhabenen königlichen Beschützer der Kunst, Sr. Majestät dem Könige von Preußen, seine Dichtungen zu übersenden. Aber seine Hoffnung scheiterte, weil am preussischen Hof, wie fast in ganz Deutschland, die vlaemische Sprache eine ganz unbekanntes ist. Ich bin daher um so freudiger dem Wunsche des Dichters, seine Gedichte in bekannterem Gewande mitzutheilen, entgegengekommen, als es mir scheint, daß wir Alle gegen unsere niederländischen Brüder eine kleine Schuld der Gleichgültigkeit abzutragen haben. Um also gleich mit einem Gegenstande zu beginnen, der für beide, Niederdeutsche und Hochdeutsche, von gleichem Interesse ist, theile ich „Hermann's Standbild“ mit, welches von dem Dichter Sr. Majestät gewidmet wurde.

### Hermann's Standbild.

Von Prudens van Duyse.

Sr. Majestät dem Könige Friedrich Wilhelm IV. vom Dichter gewidmet.

Ihm, der sich vor dem Kavitol nicht bückte,  
Doch läßt den Blick dem Donn'rer zugesellt,  
Mit unverzogter Hand entrückte,  
(Werth einer Homne ist der Held.)

Den wir als Niesen deutscher Freiheit ragen  
Vor uns als herrlich Vorbild sehn,  
Ihm soll bei mächt'gem Herzensschlagen  
Ein Niesenstandbild auferstehn.

Gottlob, es steigt, es steigt ein Aar zur Wolke,  
Vor dem in Staub sein Bösaardbruder fällt,  
Es strebt empor, es steigt vor allem Volke  
Zum lauchend behren Sternzeit.

Stolz soll mein Lied zu deinem Ruhm erklingen;  
Ich niederdeutscher Säng'grüße dich;  
Es hebt mein Herz auf der Begeisterung Schwingen  
Zu Hermann, dem Erb'ab'nen, sich.

O, wie ist César klein, wie tief danieder  
Sank er, gleich jenem Varus, in das Grab!  
Doch du erstehst vorm Aug' der Zeiten wieder,  
Gewaffnet mit dem Kampfesstab.

Wachet an deinen Schild, hältst du erhoben  
Das Schwert, ein Blammenschwert in deiner Hand,  
Und bedenkst vom Felsen droben  
Ruffst du: Trei sey das Vaterland!

Ich hör' den Schrei durch Roma wiederhallen:  
„O, Varus, gib die Legionen wieder!“  
Die Römerpalm' ist vor der Eide' gefallen,  
Und der Olymp sank vor Wathalla nieder.

Ich hör' der Sieger Festgesang erklingen:  
„Ruhm, Hermann, Ruhm! du bist der Freiheit Licht!“  
Den Rhein mit lähnem Brausen hör' ich singen:  
„Der Rhein hebt vor dem Tiber nicht.“

„Lauchst, Hermann's Brüder, lauchst! denn vor den Aoren  
Entfloh die Egerschaar, die uns gehetzt.  
Die Römer nannten uns Barbaren; —  
Als Becher kreisen ihre Schadel jetzt.“

Noch klingt dem Dichter, was sie einst gesungen,  
Die Stromeswogen rauschen's fort und fort,  
Er steht, von ihrem Geisterchor umlungen  
Und von der Eihären Bluthalkord.

Entsteigt der Gruft, ihr unvergessnen Helden,  
Ein Tempel sich, wo ruhmvoll einst im Strett  
Fürs Vaterland die Herzen schwellten: —  
Schwört ihr aus neu den heißen Eid.

Den Eid, mit Keulen, hochgeschwungen,  
Der Aare gier'gen Volk zu weih'n dem Tod,  
Der in die heiligen Haine eingedrungen,  
Geweiht dem deutschen Kriegsgott.

Den Eid, den Römer in den Staub zu schlagen,  
Dem Väter gleich, deß Zell die Schultern deckt,  
Den Eid, empor auf wildem Klang getragen,  
Den Arm zu Wodan ausgestreckt.

Hört, hört den Eid! Bluthwürdig'ge Sklaven, lauschet,  
„Trei wie der Rheinstrom oder untergehn!“  
Daf, wenn der Tod uns lähn im Kampf umrauschet,  
Wir unverzagt in euer Auge sehn!

Schau, Ruhmgestirn, mit väterlichem Strahle  
Ruffst Brudervolk, Germania's Stamm entstammt,  
O, strahle herrlich aus im Himmelsaale  
Den Funken, den Gott selbst entstammt.

Sich aus dem Schweiß des Volkes empor zu heben,  
Hieß ein Despot die Ehrensäule nicht,  
Es rief ein Volk ihr zu, empor zu streben  
Als Freiheitsäule, auf zum Licht.

Die Winde, sieh', bringt ihre kleine Gabe,  
Der Feltler selbst, den oft der Hunger drückt,  
Wankt mit dem Pfennig freudig her am Stabe  
Und grüßt im Aether dich entzückt.

Das ist der Dom, dem keine ird'chen gleichen,  
Der hoch umwölbt Germania's Heldensohn,  
Um seine Schilde schlingen deutsche Eichen  
Mit freud'gem Stolze ihre grüne Kron'.

Als Blücher rettend einst den Niederlanden  
Erstehen, ist Hermann's Geist in lichter Schein  
Mit aufgehob'nem Arm vor ihm erstanden  
Und weicht segnend ihn zum Siege ein.

Und wir, wir Niederländer, sollten schweigen?  
Nein, nein, so lang' der Feu von Waterloo  
Sich hebt, soll unser Jubel zu dir steigen,  
Durch alle Zeiten dennern froh.

So lang' 'Gott's Nam' den Niederlanden  
Das Wort verbürgt: „Die Helden sterben nicht!“  
So lang' das Sinnbild, das die Flagen können  
Zur Zeit der Väter, flattert hoch im Licht.

Das Auge funkelt, seht auf dich gerichtet,  
Die Brust wird weit, wenn sie dein Bild begrüßt,  
Gleich wie die Fluth, zu Wogen aufgeschlichtet,  
In freud'gem Stolze übers Ufer fließt.

Stolz walt sie hin, wo goth'sche Thürme neigen,  
Geworfen in die Luft durch Niesenhand,  
Wo schwarze Felsen, die ins Meer sich neigen,  
Wie Niesenschatten sehn am Strand.

Bernaagt auch einst das starke Bild aus Erz  
Der Jahr der Zeit, unsertlich bleibt dein Ruhm,  
Es leht dein Bild in allen deutschen Herzen,  
Ein unvergiltbar Heiligthum.

Nie, nie wird Hermann's Volk sich Fremden beugen,  
Bei Gott! nie wird der Deutsche Sklave seyn!  
Beynaget es, Ihr mächt'gen Zeugen,  
Du, Hermann's Ruhm, und du, o Rhein!

Dem Gedichte „Hermann's Standbild“ gingen folgende Verse voran:

Als längst in Waterloo Strahlen den Lew'n erhellten,  
Besang ich Hermann's Bild, besetzt von deutschem Muth,  
Er führte auf die Spur dich, Herr! der Fürstentheden,  
Die noch der Belgier grüßt in der Begeisterung Stuth.

Nun Waterloo verjähret, erklingt kein Jubel länger,  
Der freie Belgier sitzt in slavisch trüger Ruh,  
Doch walt noch hoch die Brust dem niederländ'schen Säng'gr,  
Willkommen! ruft er froh der großen Sonne zu.

O, Feu von Waterloo, und Hermann! laß dich grüßen,  
Du strahlend Paar! Stolz hebt das Auge sich empor,  
Fest und Schwert, sie ruhn verrossend dir zu Füßen,  
Und Friedrich Wilhelm's dort gedenkt der Bardenchor.

Wird freundlich ihm ein Mund des Belgiers Lied erklären?  
Er ist mein Held — Er ist's, der uns entriß der Schmach,  
Blumen schlingt um sein Bild ein Volk, die ihn zu ehren,  
Die reine Hand der Frau auf Belgiens Fluren brach.

Und einen Kranz, entsproßt der Asche jener Braven  
Bei Belle-Alliance, schlingt die Liebe ihm zum Lohn,  
Vor eines Zwingers Thron kriecht bleich die Schaar der Sklaven,  
Allein der Mensch begrüßt mit Freude Preußens Kron'.

Wenn auch leider es mir nicht vergönnt war, diese Verse zu einer Zeit kennen zu lernen, wo der Blick des königlichen Felden, an welchen sie gerichtet, vielleicht theilnehmend darauf verweist hätte, so glaube ich doch, daß Alles, was dem edlen Monarchen geweiht ist, auch Anklang unter seinem Volke

finden wird. Zudem ich für jetzt diese Mittheilungen über niederländische Dichter schreibe, hoffe ich, daß es mir bald vergönnt seyn wird, bei meiner Rückkehr aus Belgien Interessantes aus ihrem Leben und ihren Werken meinem Vaterlande vorzulegen.

## Algerien.

### Die maurischen Aerzte in Algerien. \*)

(Nach der Revue de Paris.)

Mit dem Namen *Tebib* bezeichnet man in Algerien diejenigen Personen, welche die schwierige Kunst, zu heilen, ausüben. Wir gebrauchen diesen letzteren Ausdruck nur, um der allgemein angenommenen Vorstellung von der wichtigen Aufgabe des Arztes zu entsprechen; denn die Industrie der weder graduirten noch patentirten Aeskulape im nördlichen Afrika hat mit der hohen und herrlichen Wissenschaft, welche das Leben verlängert, gar nichts zu schaffen.

Schöpfer der neueren Medizin, sind die Araber eben so verfahren, wie die Vögel unter dem Himmel, welche ihre Jungen, sobald sie flügge zu werden anfangen, aus dem väterlichen Neste verstoßen, sie der Obhut des Himmels anheimstellen und um ihr ferneres Schicksal sich nicht weiter kümmern: sie haben ihr bereits herangewachsenen Kind in die Ferne verbannt und so wenig für sein Schicksal Sorge getragen, daß sie nach und nach sogar die Erinnerung an dasselbe gänzlich verloren haben.

Die Medizin ist ihnen nur dem Namen nach bekannt, auch haben sie nicht einmal eigentliche Aerzte; denn *tebib* heißt bei ihnen Jeder, der ohne vorgängige Studien und Prüfungen sich diesen Titel anmaßen will, und die Nachfolger eines Avicenna, Aëtius und Averroës sind entweder verzüchte und quackalberische Marabuts, welche die Krankheiten nach den Vorschriften des Korans behandeln und den Charlatanismus der Zauberformeln dabei anwenden, oder maurische *Figaro's*, welche bei ihrer Gewandtheit im Gebrauch des Rasirmessers in der Regel als eben so treffliche Barbier sich zeigen, wie als ungeschickte Chirurgen, die nicht einmal mit der Lanzette umzugehen wissen.

Bei den Einwohnern Algeriens, insoweit sie Mauren oder Araber sind, gilt es als Glaubenssatz, daß böse Geister (*dschinuns*) durch ihr plötzliches und tödtliches Eindringen in den menschlichen Körper die Hauptursache, die Grundlage und den Keim zu allen Krankheiten bilden. Diese gefährlichen Geister nehmen die verschiedenartigsten Gestalten an, vorzüglich aber die großer Kröten oder Frösche, welche sich am Ufer der Teiche und Quellen in den Hinterhalt legen und, wie die Spinne in dem Winkel ihres Gewebes, auf den Ankömmling lauern. Zuweilen auch sind diese Geister von den Schuppen giftiger Reptilien bedeckt, die den Augen der Unglücklichen, welche ein böses Geschick in ihre Nähe bringt, verderbliche Blicke zuwerfen oder, schlimmer noch, eine giftige Zerschützung gegen sie ausströmen. In welcher Gestalt sie sich auch einhüllen zu müssen glauben, so zweifelt doch Niemand daran, daß sie die wahre und hauptsächlichste Ursache aller organischen Störungen und Krankheiten seyen, die unseren gebrechlichen Körper so oft und so schmerzhaft befallen.

Unter solchen Umständen handelt es sich bei der Frage, wie den Krankheiten vorzubauen und wie sie zu heilen seyen, zunächst darum, durch alle nur mögliche Vorkehrungs- und Schutzmaßregeln gegen die bösen Geister sich zu sichern; und wenn es nicht gelungen ist, ihnen das Eindringen in den Körper zu wehren, sie so bald als möglich wieder aus demselben zu vertreiben. Zuerst wollen wir die Präservativmittel näher ins Auge fassen.

Die Talismane oder Amulette sind das gewöhnliche Schutzmittel gegen die stets zu besorgenden Anfälle der bösen *Dschinuns*.

Mit ihnen versehen die Algerier sich, ihre Frauen und Kinder, ja sogar ihr Pferd und Kameel, und sie sind fest überzeugt, auf diese Weise sich und alles ihnen Angehörige gegen Krankheit und Tod zu schützen. Diese Talismane erhalten sie von den Marabuts, welche daraus ein Gewerbe machen und mit denselben einen sehr einträglichen Handel treiben. Gewöhnlich bestehen sie aus einigen Rosenkranzkugeln oder auch aus viereckigen, von einer unleserlichen Zauberschrift angefüllten Stückchen Papier.

Man hat deren für alle Fälle, und jeder Marabut besitzt eine besondere Abtheilung und Gattung. Die einen schützen gegen das Fieber, gegen Augenübel, gegen die Krankheit, welche die Araber *yaws* nennen; die anderen gegen Kugeln; auch giebt es deren, welche die entgegengesetzte Kraft besitzen. Denn da den Auserwählten Gottes nichts unmöglich ist und seyn darf, so können die Marabuts, wie das Leben, so auch den Tod verkaufen. Als Beispiel mag folgende Thatsache dienen: Der Araber *Abda-Üled-Chalifah*, Raib der *Hakem-Gharabah*, eines der ersten Stämme der Provinz *Dran*, erzählt, daß sein Vater, der in der Schlacht von *Makia* seinen Tod fand, dieses glückliche Schicksal dem Besiz eines Amulets zu verdanken hatte, das er einige Jahre vorher zu dem Zwecke, durch eine christliche Kugel zu fallen, von einem Marabut um einen hohen Preis gekauft hatte. Der Zufall war seiner Erwartung entgegen gekommen, und *Abda-Üled-Chalifah*, ein junger Mann von 28 Jahren, welcher vor Begierde brannte, einen eben solchen Talisman zu kaufen, um bald mit seinem Vater in jenen paradiesischen Gefilden vereinigt zu werden, wo dieser, wie er sagte, umringt von neunzig *Huri's*,

\*) Es ist bei Gelegenheit der Gesichte, die kürzlich zwischen den Franzosen und den Marokkanern vorgefallen, häufig angeführt worden, daß von den verwundeten Afrikanern eine weit größere Anzahl stirbt, als unter den Europäern, was dem Mangel an wissenschaftlichen Aerzten und Wundärzten beigemessen wurde; wir halten daher die Mittheilung dieses Artikels für zeitgemäß, obwohl derselbe bereits von älterem Datum ist.

in selbiger Wonne schwelge, hatte nichts Eiligeres zu thun, als jenen Marabut aufzusuchen, welcher seinem Vater den Talisman verkauft hatte. Er erreichte seinen Zweck nicht sogleich, und wir wissen noch zur Stunde nicht, ob es diesem würdigen Sohne eines solchen Vaters gelungen ist, den ersehnten ruhmvollen Tod sich zu erkaufen. —

Der Talisman wird um den Hals getragen und ist gewöhnlich in einem mit einer kleinen goldenen Blume verzierten Futteral von Blech oder Maroquin eingeschlossen. Die Armen beschränken sich darauf, ihn in ein Stück weiße, mit Wachs oder Salbe bestrichene Leinwand, welche ihnen die Marabuts mit dem Inhalt gegen eine mäßige Vergütung zustellen, einzuwickeln. Auf das viereckige Papier oder Pergament, in welches der Zauberspruch kommt, werden mystische Figuren gezeichnet, welchen stets Verse aus dem Koran und eine mehr oder weniger unverständliche Beschwörungsformel gegen den bösen Geist beigelegt sind.

Wir wollen hier den Inhalt einer dieser Formeln mittheilen, welche wir von dem ausgezeichneten Augenarzt, Doktor *Jurnari*, erhalten haben, der kürzlich eine ihm vom Minister des öffentlichen Unterrichts in Algerien anvertraute Mission mit Erfolg für die Wissenschaft beendigt hat. Dieser Talisman gewährt Schutz gegen Augenübel; der Zauberspruch fängt also an: „Im Namen des allgütigen und barmherzigen Gottes! Gnädig sey Gott unserm Herrn Muhammed, seiner Familie und seinen Erben.“ Darauf folgt der Anfang der 30sten Sura des Korans, wo Gott also zu Muhammed spricht: „Beim Koran, du gehörst zu der Zahl der Gesandten Gottes und wandelst auf rechtem Wege. Diese Offenbarung hat das erhabene und allgütige Wesen dir gemacht, damit du das deinem Volk kund thust, was seinen Vätern kund gethan worden ist und woran es nicht denkt. Unser Wort ist gegen die Meisten unter ihnen ausgesprochen worden, und sie werden nicht glauben. Wir haben ihren Hals mit Ketten belastet, die ihnen das Kinn zusammenpressen, und sie können den Kopf nicht in die Höhe richten. Wir haben eine Scheidewand vor ihnen und hinter ihnen aufgestellt. Wir haben ihre Augen mit einem Schleier bedeckt, und sie sehen nicht.“ (Diese letzte Stelle erklärt die Wabl des Stücks und zeigt ziemlich deutlich, daß es sich hier um Augenübel handelt.) Hierauf folgen Schriftzeichen oder vielmehr Hieroglyphen, welche die Beschwörung enthalten, die, gleich den äußerlichen Augenmitteln, den bösen Geist, d. h. den schwarzen Staar, die Umstülpung des unteren Augenlides (*Ektropion*) oder den grauen Staar, aus dem Auge entfernen soll. Dieser Zauberspruch ist beinahe nicht zu entziffern; Alles, was man davon lesen kann, ist der Anfang oder die Anrufung, die in folgenden Ausdrücken abgefaßt ist: „Im Namen Gottes, von Gott . . . Es giebt keinen anderen Gott neben ihm; es giebt keine Macht, außer in Gott . . .“ Zwei zauberische Quadrate nach Art der Pythagoräischen Tafeln befinden sich im Mittelpunkt der Schrift und eine dritte unten rechter Hand. Statt der Ziffern sieht man daselbst arabische Buchstaben, welche bekanntlich, abgesehen von ihrer Bedeutung als Sprachlaute, auch einen numerischen Werth haben. Der eine der beiden mittleren Quadrate enthält neun Buchstaben, welche die neun ersten Ziffern bedeuten und folgendermaßen in drei Reihen vertheilt sind:

4	9	2
3	3	7
8	1	6

Wenn man jede dieser drei Reihen, und zwar von oben nach unten, oder von der Rechten zur Linken, oder auch in der Diagonale addirt, wird man jedesmal die Zahl 15 erhalten, welche eine besonders kabbalistische seyn soll. Dem aufmerksamen Leser wird es nicht entgehen, daß die Ziffern an den vier Ecken eine arithmetische, in den Zahlen 2, 4, 6, 8 enthaltene Progression bilden; ferner, daß auch die vier Mittelzahlen 1, 3, 7, 9 zusammen dasselbe Facit liefern, wie jene vier Eckzahlen, und daß die 5 im Centrum nach allen Seiten hin die mystische Zahl 15 ergänzen hilft. Wir verweisen den Leser, der sich mit diesem Gegenstande genauer bekannt machen will, auf das unter dem Titel: *Monumens arabes, persans et turcs, du cabinet de M. le duc de Blacas* von *Jurnari* herausgegebene Werk.

Wenn, trotz solcher kräftigen Schutzmittel, der also herausgeforderte Feind, d. h. die Krankheit oder der böse Geist, sich verrätherischer Weise in die Festung einschleicht, was thut man dann? Das Heilmittel ist sehr einfach: es handelt sich bloß darum, sich mit einem anderen Talisman zu versehen, der den Teufel das Feld zu räumen zwingt. Der Kranke begiebt sich daher wiederum zu dem Marabut, der ihm sein erstes Amulet verkauft hat, in der festen Ueberzeugung, daß er, sogleich bei seinem Eintritt in das Heiligtum, in welchem der heilige Mann neben den Gebeinen seiner Vorfahren, deren Ruhm und übernatürliche Macht als Erbe auf ihn übergegangen sind, seinen Wohnsitz hat, sich mindestens sehr erleichtert, wo nicht gar gänzlich befreit von seinem lästigen Gaste fühlen wird, da es der Teufel schicklicher Weise nicht wagen kann, im Angesicht einer solchen ehrenwerthen Person Stand zu halten und seinen Platz zu behaupten. Wenn er aber befehlungsgeachtet hartnäckig ist und weiß ihm vielleicht die Wohnung zusagt, dieselbe nicht verlassen will und die Unverschämtheit so weit treibt, der Anwendung des Zauberbuches und geheiligter Zaubermittel auf den leidenden Theil zu widerstehen, so muß man Geduld mit ihm haben und, mit dem Amulet um den Hals, warten, bis es ihm gefällig ist, eine andere Herberge zu suchen. Und das wird jedenfalls früher oder später eintreten, denn der Teufel ist von Natur launenhaft, flüchtig und veränderlich.

Die Amulette machen also die ganze Grundlage und das Wesentliche der Gesundheitskunde und Arzneiwissenschaft der Algerier aus. Die französische Besignahme und die Bestrebungen der europäischen Aerzte, Aufklärung zu verbreiten, haben in dieser Beziehung den Meinungen und Glaubenslehren der

Mauren und Araber wenig oder gar keinen Abbruch zu thun vermocht, und folgende Anekdote wird den kindlichen Glauben darthun, welchen sie fortwährend für die Heilkraft dieser wunderlichen Mittel hegen:

Ein Arzt unserer Bekanntschaft wurde neulich zu einem Kulugli nach Algier gerufen, welcher an einer bedeutenden chronischen Krankheit litt, deren jedoch unser Doktor, vermöge eines unfehlbaren Mittels, bald Herr zu werden sich anheischig machte. Er verschrieb ein Rezept und verließ den Kranken, in der festen Ueberzeugung, daß er schnell genesen werde. Vierzehn Tage darauf begegnet er ihm, aber blässer aussehend und hinfälliger als zu der Zeit, wo er ihm seinen ärztlichen Besuch gemacht hatte. „Nun!“ sagt der Doktor, „wie geht es denn? dem Anscheine nach schlecht!“ — „Ach ja, Herr! (sidi) sehr schlecht“, antwortete der Algierer. „Meine Leiden werden immer unerträglich, und ich besorge sehr, daß der Böse mit unseren beiderseitigen Bemühungen sein Spiel treibt.“ — „Welcher Böse?“ fragt der Doktor. „Habt ihr mein Rezept befolgt?“ — „Euer Rezept?“ wiederholt der Kranke mit erstaunter Miene. — „Ja“, erwidert der Arzt, „jenes Stück Papier, was ich euch damals zugestellt habe?“ — „Und auf welches ihr Schriftzeichen aufgeschrieben habe?“ — „Eben dies meine ich. Habt ihr gethan, was ich euch vorgeschrieben habe?“ — „Ja wohl“, antwortete der Algierer. — Das ist doch sonderbar, dachte der Doktor. „Also ihr täuscht euch nicht, ihr seyd überzeugt, meiner Vorschrift Punkt für Punkt gefolgt zu seyn?“ — „Gefolgt . . . nein, das wohl eigentlich nicht: im Gegentheil, sie folgt mir“, antwortet der Kranke. — „Was wollt ihr damit sagen?“ — „Ich schwöre euch zu, daß sie mich nicht verlassen hat; ihr sollt euch selbst überzeugen, da! seht!“ Bei diesen Worten schlug der arme Kulugli den oberen Theil seines Kastans aus einander und wies dem erstaunten Arzte das vierfach zusammengelegte Rezept an einem um den Hals geschlungenen Bande auf der Brust. Der Bedauernswertige hatte das Rezept für ein Amulet angesehen und in aller Unschuld keine bessere Anwendung von demselben zu machen geglaubt, als wenn er ihm seinen Platz auf der Brust anwies. Er wartete mit Geduld auf den Erfolg dieses trefflichen Heilverfahrens, und wartete sicherlich noch heute darauf, wenn ihn nicht der Doktor mit Gewalt zu einem Apotheker gebracht und die seine Genesung bedingende Arznei für ihn besorgt hätte. (Schluß folgt.)

### Mannigfaltiges.

— Zur Erinnerung an Alex. v. Humboldt's Rückkehr aus Amerika. Am 3. August wurden es vierzig Jahre, daß Alexander von Humboldt wieder den europäischen Boden betrat, nachdem er fünf Jahre lang die bis dahin der Wissenschaft noch fast ganz verschlossenen Regionen des spanischen Amerika's durch seine an Umfang und Gründlichkeit unübertroffenen Forschungen neu entdeckt und geöffnet hatte. Es war gewiß ein trefflicher Gedanke, daß die Akademie der Wissenschaften diesen Tag, an den sich so viele Erinnerungen für zwei Welttheile knüpfen, nicht ohne Feier vorübergehen ließ — eine Feier, die dem noch immer jugendlichen und für alles Edle und Große wie damals, als er seine Reisen antrat, empfänglichen Greise im Jahre 1854 gewiß wiederkehren wird. Als Humboldt vor vierzig Jahren in Bordeaux landete, hatte Napoleon eben die Krone sich aufgesetzt, und der neue kaiserliche Koffer begrüßte den aus der Ferne ankommenden Reisenden; ein Neffe Napoleon's, der gelehrte Naturforscher Karl Bonaparte, Fürst von Canino, war darum bei der vierzigjährigen Erinnerungsfest eine um so interessantere Erscheinung. Napoleon's offizielle Zeitung, die damals noch das Gewand und das Datum der Republik trug, zeigte die Ankunft Humboldt's und Bonpland's am 12. August 1804 an. In der „Gazette Nationale ou le Moniteur Universel“ (Nr. 324) von Sonntag den 24. Thermidor des 3. XII der Republik befindet sich folgender Artikel:

„Bordeaux, 18. Thermidor (6. Aug.). Die Herren Humboldt und Bonpland, deren Tod die öffentlichen Blätter gemeldet hatten, sind von Philadelphia, nach einer sehr glücklichen Ueberfahrt von 29 Tagen, in Bordeaux angelangt.“ Seit fünf Jahren auf einer Expedition begriffen, die sie auf ihre eigenen Kosten\*\*) zum Vortheil der Naturwissenschaften unternommen hatten, haben sie den Orinoko, den Amazonasstrom, das Königreich Neu-Grenada, die Anden von Quito, so wie Peru und Mexiko, durchforscht. Außer den geologischen Sammlungen und Herbarien, die sie bereits nach Europa gesandt hatten\*\*\*), bringen sie an dreißig Kisten mit Naturgegenständen mit, die um so interessanter seyn müssen, als die Länder, die die Reisenden besuchten, nur noch sehr wenig gekannt sind.“

Auch das Schreiben, das Alexander von Humboldt bald darauf aus Paris an den verewigten König Friedrich Wilhelm III. gerichtet, dem er darin seine Rückkehr anzeigte und einen Theil seiner Sammlungen anbot, findet sich noch aufbewahrt. Humboldt, welcher 9000 Meilen des fernen Kontinents durchzogen, drückt zugleich in diesem Schreiben seine Freude aus, bald das theure Vaterland wiederzusehen, dem er sofort zueilen will, nachdem er Wilhelm

\*) Das Schiff, auf welchem sich die Reisenden befanden, erschien bereits am 1. Aug. an der französischen Küste, legte jedoch erst am 2ten bei Bordeaux an.

\*\*) Humboldt war es allein, der dazu sein väterliches Vermögen verwandt hatte; Bonpland, ein Jüngling der medizinischen Schule und des botanischen Gartens in Paris, war gänzlich ohne Mittel.

\*\*\*) Einen Theil ihrer Handschriften und Sammlungen, und zwar diejenigen von 1799 und 1800, sandten die Reisenden schon zu Anfang des J. 1801 nach Europa, doch ist etwa ein Drittel dieser Sammlungen durch Schiffsbruch verloren gegangen.

von Humboldt, den geliebten Bruder, umarmt, der damals als preussischer Gesandter in Rom verweilte.

— Die Brüder Schomburgk. Nicht Richard Schomburgk, wie das Feuilleton der Allg. Preuss. Zeitung vom 12. August berichtete, sondern dessen Bruder D. A. Schomburgk ist es, der bereits von Demerara über London hier eingetroffen. Letzterer ist Obergärtner in Potsdam und hat im Jahre 1840 mit Erlaubniß der britischen Regierung seinen Bruder Richard, der in deren Diensten steht und die Gränzlinien zwischen Britisch-Guiana und Brasilien regulirt hat, nach dem Essequibo und Corentin begleitet. Er hat dort für unsere botanischen Sammlungen und für unseren neuen, von Lenné und Lichtenstein so schön eingerichteten und noch Schöneres versprechenden zoologischen Garten treffliche Erwerbungen gemacht, die auch zum Theil bereits angekommen sind. Unter Anderem wird ihm der zoologische Garten ein Exemplar der Harpyie (*Falco destructor*), dieses kräftigsten Raubvogels der südamerikanischen Ebenen, und eine Riesenschlange zu verdanken haben. Ein Zitteraal, der für dieselbe öffentliche Anstalt bestimmt war und auch lebendig nach Europa kam, ist leider im englischen Kanal gestorben. Allerlei ethnographische und andere Merkwürdigkeiten, welche die beiden Brüder außerdem mitgebracht, sollen in dem Bibliothek-Lokale der Berliner Geographischen Gesellschaft zur Schau gestellt werden. Richard Schomburgk weist noch in London, wird jedoch in einigen Wochen ebenfalls hier erwartet.

### Bibliographie. \*)

#### England.

R. Adair Historical memoir of a mission to the court of Vienna in 1806. With a selection from his despatches, published by permission of the proper authorities. 8. London. 18 s. — Adair, im J. 1806 englischer Geschäftsträger am Wiener Hofe, ursprünglich beabsichtigend, diese für die Zeitgeschichte wichtige Denkschrift erst nach seinem Tode der Öffentlichkeit zu übergeben, entließ sich aus besonderen Rücksichten und mit Erlaubniß der engl. Behörden und des Fürsten Metternich schon jetzt zur Herausgabe. (Vergl. Mag. Nr. 71.)

Mrs. Abell (früher Miss Elizabeth Balcombe) Recollections of the emperor Napoleon during the first three years of his captivity on the island of St. Helena etc. 8. mit Kpft. London. 10 s. 6 d. — Hässlich geschriebene Memoiren eines zur Frau herangewachsenen Kindes über Napoleon's Aufenthalt auf St. Helena, aus denen das „Magazin“ des ver. J. nach dem New Monthly Magazine einzelne Proben in Uebersetzung gegeben.

J. Onchertony The Chinese war: an account of all the operations of the British forces from the commencement to the treaty of Nanking. 2. ed. 8. mit 33 Abbild. London. 11. 5 s.

T. E. May Treatise upon the law, privileges, proceedings, and usage of parliament. 8. London. 14 s.

Theocritus. Collicum manuscriptorum opere recensit et emendavit C. Wordsworth. 8. Cantabrigiae. 12 s. 6 d. — Eine mit Benutzung der besten, namentlich gemachten, Handschriften besorgte Ausgabe.

J. Pearson's (geb. 1612, gest. 1686 als Bischof von Chester) Adversaria Hesychiana. 2 vol. 8. Oxonii: e typographo academico. 15 s. — Als Herausgeber nennt sich unter der Vorrede T. Galeford. Schon J. Alberti, in seiner Ausgabe des Hesychius, macht auf diese Adversaria aufmerksam, die er sich vollständig in verschaffen vergeblich bemüht war. — Sie befinden sich gegenwärtig in der Bibliothek des Trinity College zu Cambridge.

G. Crabb English synonyms explained in alphabetical order etc. 7. ed. 8. London. 15 s.

S. Pegge Anecdotes of the English language, chiefly regarding the local dialects of London and its environs etc. To which is added, a supplement to Grose's provincial glossary. Edited by H. Christmas. 3. (verb. u. verm.) ed. 8. London. 12 s.

W. Barnes Poems of rural life, in the Dorset dialect: with a dissertation and glossary. 12. London. 12 s.

R. Aytoun Poems. Edited by C. Roger, from a ms. in his possession, and other authentic sources. 8. Edinburgh. 6 s. — Robert Aytoun, auch Aytton, ein Schotte, geb. 1570, gest. 1638, war früher nur als Verfasser einiger lateinischen gedruckten Gedichte bekannt. Dem englischen Hofe darin auf eine große Weise schmeichelnd, ward er dennoch reichlich dafür belohnt. — Erst in neuerer Zeit machte man die Entdeckung, daß er deren auch in englischer Sprache geschrieben. Sind jene ohne alle Bedeutung, so haben diese, neben dem literarischen Interesse, auch einen, ihnen selbst von Robert Burns zugeschriebenen, poetischen Werth. Selbste erschienen sie zuerst in The Bannatyne Miscellany, das, herausgegeben von dem Bannatyne Club in Edinburgh, wie alle Publicationen dieses Vereins, nicht in den Buchhandel gekommen.

R. Southey Poetical works. gr. 8. mit Portrait. London. 11. 1 s. — Ausgabe in einem Bande, wie deren von Byron und Moore vorhanden. Robert Southey starb den 21. März 1843.

R. B. Sheridan Dramatic works: with a biographical and critical sketch. By Leigh Hunt. 8. London. 5 s.

Quid pro quo; or, the day of dupes: the prize comedy, in 3 acts, as first performed at the theatre royal, Haymarket, on Tuesday, Jan. 18, 1844. 8. London. 2 s. 6 d. — Als kürzlich Hr. Webster, der gegenwärtige Pächter des Haymarket-Theaters, einen Preis von 500 Pfund auf das beste englische National-Lustspiel ausgesetzt hatte, gingen nicht weniger als 98 Stücke ein, unter denen dem eben genannten von einem eigens dazu gewählten Comité der Preis zuerkannt wurde. Als Verfasserin nennt man die durch ihre Romane bekannte Mrs. Gore. — Sonderbarer Weise hat dasselbe bei seiner Aufführung keinesweges gefallen.

G. P. R. James Works, revised and corrected by the author; with an introductory preface. Vol. 1. The Gypsy. 8. London. 8 s.

J. P. Curran Speeches. With a memoir by a barrister. 8. Dublin. 6 s. — Curran's Reden gehören neben denen eines Fox, Burke, Pitt, Grattan, Sheridan, Erskine, Brougham, Canning u. a., zu dem Besten der englischen Literatur auf dem Gebiete der Beredsamkeit.

Neue Auflagen u. Fortsetzungen früher angezeigter Werke: Bingham Origines ecclesiasticae. New ed. Vol. 6. — Transactions of the provincial medical and surgical Association. Vol. 12. — Alison History of Europe during the French revolution. New (verb. u. verm.) ed. 10 vol. 8. 7 l. 15 s. — Brougham Statesmen of George III. 3. series. New ed. — Drummond Histories of the noble British families. Part 3. — Frederick the Great, his court and times. Edited, with an introduction, by T. Campbell. 2. ed. — Ueber die Autorschaft dieses Werkes haben wir uns früher ausgesprochen. Thomas Campbell, der Dichter von The pleasures of hope, starb den 15. Juni d. J. Inher seinen eigenen poetischen Arbeiten verschwand Campbell's Name nicht, eine englische poetische Christenlehre herausgegeben, die kürzlich in einer neuen Ausgabe erschienen: Specimens of the British poets: with biographical and critical notices, and an essay on English poetry. New ed. gr. 8. mit Portrait. London. 15 s. — Harris Highlands of Ethiopia. 2. ed. — Beaumont and Fletcher Works, by Dyce. Vol. 5. — Shakespeare Works, by Collier. Vol. 1 u. 2. mit Portrait. (Die übrigen sieben Bände erschienen sämmtlich im J. 1843.) Dem Bande voran gibt eine Geschichte des englischen Dramas und ein Leben des Dichters. Dies und Knight's Ausgaben bespricht: A. Dyce Remarks on J. P. Collier's and C. Knight's editions of Shakespeare. 8. London. 9 s. — Einzelne dunkle Punkte im Leben Shakespeare's beleuchtet J. Gunter in: The first part of new illustrations of the life, studies, and writings of Shakespeare. 8. London. 3 s. 6 d.

\*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Ulber u. Co., hier selbst, zu beziehen.